



Sendung vom 26.05.2003, 20.15 Uhr

Prof. Dr. Joseph Ratzinger
Präfekt der Römischen Glaubenskongregation
im Gespräch mit Prof. Albert Scharf

Scharf:

Herr Kardinal, seit 1981 sind Sie, der hoch angesehene Professor der Theologie und der spätere Erzbischof von München und Freising nun in Rom als Präfekt der päpstlichen Kongregation für die Lehre des Glaubens. Ihr Auftrag ist, das Glaubensgut der katholischen Kirche über die Zeit hin zu bewahren, zu pflegen und zu fördern. In dieser schweren Aufgabe sind gelegentlich Entscheidungen zu treffen oder doch zu vertreten, die nicht auf allen Seiten Beifall eintragen. Umso bemerkenswerter ist es, welches Ansehen, welchen Respekt, welche Wertschätzung Sie weithin in der Kirche und darüber hinaus in aller Welt genießen. Jüngster Ausdruck dafür ist Ihre Wahl zum Dekan des Kardinalskollegiums, jener noblen Körperschaft, die eines Tages wieder einen Papst zu wählen haben wird. Noch nie war ein Deutscher, ein Bayer von Geburt und Gnade, in Rom mit solchem Einfluss, aber auch mit solcher Verantwortung ausgestattet. Und dies in einer schweren Zeit: Wieder einmal steht der Geist der Zeit, so scheint es, gegen die Kirche. Hier ist ein Schwund des Vertrauens festzustellen und der Glaube, die Kirche, ja vielleicht das Christentum schlechthin, so sagt man, befinden sich in einer tief greifenden Krise und die Welt entchristlicht sich. Europa, jenes weiland ach so christliche Europa, ist weithin Missionsland geworden. Und der Umstand, dass bei der Schaffung einer europäischen Verfassung der Verantwortung der Menschen vor Gott nicht einmal Rechnung getragen werden soll, ist nur eine Episode am Rande, aber dennoch eine bezeichnende Episode. Oder irre ich mich? Widersprechen Sie mir? Wie sieht das aus Ihrer Warte hier angesichts des Petersdoms in Rom aus, wo tagtäglich die Fäden, die Nervenstränge einer Weltkirche zusammenlaufen?

Ratzinger:

Die Probleme sind sicher so, wie Sie sie gezeichnet haben. Wir stehen in einer Entwicklung, in der die Zustimmung zum Glauben, in der die Fähigkeit, ihn als eine lebenstragende Gewissheit anzusehen, abnimmt und die Säkularisierung, um das hier mal mit dem hauptsächlichen Stichwort zu bezeichnen, voranschreitet. Das eigene Können verführt den Menschen immer mehr zu der Meinung, dass er alleine die Welt machen kann und dass es jemand anderen, der ihm dabei helfen könnte, eigentlich nicht gibt. Insofern wird sozusagen rein äußerlich die Plausibilität des Christlichen geringer. Und der Zeitgeist, der Weltgeist steht, wie Sie sagen, gegen die Plausibilität des Christlichen, gegen die Möglichkeit, ihm zuzustimmen oder es gar als den Lebensgrund zu wählen. Trotzdem würde ich aus meiner Erfahrung hinzufügen, dass natürlich die Welt und der Weltgeist immer sehr viel vielschichtiger sind als das unmittelbar und öffentlich so aussieht. Denn gleichzeitig gibt es ja auch diese großen Ungewissheiten des Menschen: Er sieht sich mit dem Leiden konfrontiert, es sieht sich mit dem Tod konfrontiert, er sieht sich mit Katastrophen konfrontiert, die er selbst nicht bannen kann. Oder dann, wenn er sie zu bannen versucht – wir sehen das momentan beim Irakkrieg –, gelingt ihm das nur in der Weise, dass neue und weitere Probleme auftauchen und neue und weitere Gefährdungen

erscheinen. Die Medizin ist zwar vorangeschritten, aber zugleich entstehen neue Krankheiten, von denen man bisher keine Ahnung hatte. Insofern ist also das Unbewältigte für den Menschen schon immer noch vorhanden. Vor allem ist aber auch die Erfahrung des Großen und Schönen immer noch da: Dass es Liebe gibt, dass die Schöpfung schön ist, dass es das Gute in der Welt gibt usw. Religion steigt ja nicht nur aus der Not auf, sondern gerade auch aus der Freude. In dem Sinne ist es unser Erleben, dass zwar die großen meinungsbestimmenden Tendenzen die Unwahrscheinlichkeit des Christentums, wenn ich das so ausdrücken darf, herausstellen. Aber zugleich gehen doch auch noch ganz andere Tendenzen durch die Welt hindurch. Natürlich begegnen wir hier in St. Peter vor allen Dingen auch Menschen aus aller Welt, die es schön finden, dass der Glaube eine Familie über die Welt hin schafft, dass man sich, ohne sich je gesehen zu haben, einfach kennt und in einer tiefen Denk-, Wollens- und Erfahrungsgemeinschaft steht. Diese Erfahrung hat also schon auch etwas Überwältigendes an sich: Man geht über den Petersplatz, trifft Menschen, die man davor noch nie gesehen hat, die sich aber aufgrund ihres Glaubens ganz einfach als Familie, als Geschwister mit einem wissen. Insofern ist also das Verlangen danach, doch eine Gemeinschaft zu finden, die im Leben und im Sterben trägt, die es möglich macht, den Himmel irgendwie aufreißen zu können, etwas von dem, der dahinter steht, anrühren zu können, sehr groß. Außerdem sind natürlich die kontinentalen Situationen sehr verschieden. Afrika ist z. B. sicherlich auch durch den Säkularismus bedrängt, aber doch zugleich von einer so ungeheuren religiösen Intensität erfüllt, dass sich die Frage nicht darum dreht, ob Afrika gänzlich säkular wird, sondern darum, dass die Menschen dort zwischen Islam und Christentum zu wählen haben. Auch Asien ist trotz der gewaltigen Wucht auch der Profanitätstendenzen, wie wir sie in China sehen, ein Kontinent voll religiösen Verlangens und Erwartens. Das heißt also, man muss meiner Meinung nach bei aller Anerkennung, dass die Hauptsignatur der Gegenwart Säkularisierung heißt, doch die große Vielschichtigkeit der Menschheit und auch des einzelnen Menschen sehen. Darin liegt sozusagen eine Mischung aus Mühsal und Freude und Hoffnung.

Scharf:

Die Kirche stand über die Jahrhunderte hinweg immer wieder in Situationen, in denen Gott scheinbar tot war. Hat denn jetzt aufgrund der Entwicklung der Technologie und der damit verbundenen Verwirtschaftlichung der Welt dieses Problem eine andere Dimension angenommen? In einer Einleitung zur Neuherausgabe Ihres wohl berühmtesten und am weitesten verbreiteten Buches "Einführung in das Christentum" aus dem Jahr 1968 – im Jahr 2000 haben Sie es praktisch unverändert wieder herausgegeben – nennen Sie Schlüsseljahre der Zeit seit der Erstausgabe: 1968 und 1989. Sie meinten, dieses Problem des Risikos des Christentums habe eine neue Dimension angenommen. Gott sei – das füge ich nun hinzu – nicht tot, sondern sei einfach entbehrlich und funktionslos geworden. Ist das ein neuer Aspekt unserer Zeit?

Ratzinger:

Das würde ich schon sagen. Die große Gefahr ist, dass man eigentlich, wie ja Laplace schon sagte, das Gefühl hat, die Hypothese "Gott" bräuchten wir nicht mehr, die Weltentstehung könnten wir nun anders erklären. Wir könnten vor allem auch unser eigenes Leben anders bewältigen. Gott erscheint dann allenfalls als ein Ornament am Rande, aber nicht mehr als etwas, das der einzelne Mensch im Zentrum seines Lebens braucht und das wirklich zu einer tragenden und bestimmenden Kraft des eigenen Lebens werden kann. Aber wie ich eben schon andeutete, gibt es ja auch noch diese anderen Dimensionen: Es gibt einerseits die Bekämpfung des Leides, des Schmerzes. Die Medizin hat große Fortschritte gemacht und dennoch kann sie natürlich das Problem auch nicht lösen, wie der jeweils Einzelne mit dem Leiden, mit dem Schmerz, der ihn überfällt, mit dem Verlust eines geliebten Menschen fertig wird. Es gibt also sehr wohl auch

diese tieferen Dimensionen, die das ganze technische Können nicht erfasst. Hier gibt es einfach eine Grenze dessen, was wir vermögen. Auch wenn Comte einmal gesagt hat, wir würden eines Tages ganz sicher so weit vorankommen, dass wir den Menschen wie einen physikalischen Gegenstand behandeln können – wir sind heute in der Wissenschaft zwar noch nicht ganz so weit, aber das kommt wahrscheinlich in der Tat noch –, sehen wir einfach, dass das nicht stimmt. Wir sehen einfach, dass es auch noch andere Ebenen gibt, Ebenen des Frohen und des Schmerzhaften. Diese Ebenen treten möglicherweise erst später mühsam in das jeweilige menschliche Leben hinein, denn zunächst einmal ist doch dieses Überfallenwerden von allem, was wir können und wollen, sehr groß. Aber weil eben Gott Wirklichkeit ist, weil der Mensch so gebaut ist, dass er ihn braucht, wird das immer wieder sichtbar werden, wenn auch schmerzlicher und schwieriger. Wer z. B. meinte, nach dem Jahr 1989 würde der Glaube zurückkehren, sieht sich getäuscht. Gerade in Deutschland und dort in der ehemaligen DDR scheint gar kein Bedürfnis für den Sektor Religion zu bestehen, man kann scheinbar auch so leben. Das ist schon eine sich sehr weit ausbreitende Erfahrung, von der ich allerdings nicht glaube, dass sie auf die Dauer standhalten wird, eben deshalb, weil der Mensch viel weiträumiger gebaut ist. Er kann sich sozusagen über lange Zeit hin selbst helfen oder Gott vergessen und ihn als eine unwichtige, ihn gar nicht betreffende Angelegenheit ansehen. Aber die Urfragen und die Urbedürfnisse des Menschen werden sich immer wieder, wenn auch in veränderten Formen, zu Wort melden. Wichtig ist hierbei vor allem, dass dann, wenn wir schon glauben, dass Christus uns die Antwort gegeben hat, dieses Fragen, das ja sehr wohl vorhanden ist, sich nicht an der Kirche vorbei Wege sucht in Techniken der Selbstbewältigung, in esoterischen Künsten usw., sondern dass sichtbar wird: "Hier ist einer, der auf euch wartet! Hier zu suchen, lohnt sich!"

Scharf: Können wir, können die Menschen mittlerweile zu viel? Glauben wir dann noch mehr, alles zu können? Geht es uns, etwas prosaischer gefragt, einfach zu gut, um die existenzielle Not, die jeder Mensch am Ende seines Lebens hat, zu begreifen? Ist Wohlstand eine Gefahr für den Glauben? Wir leben ja immerhin in einem Wohlstand, wie er uns noch nie zuvor in der Geschichte beschert worden ist. Dies gilt ja mindestens in Europa und trotz aller Misere und allen Lamentierens.

Ratzinger: Ja, natürlich kann Wohlstand eine ganz große Versuchung sein. Das sehen wir ja überall dort, wo man scheinbar nur zuzugreifen braucht beim Leben und man sich sozusagen das Paradies vermeintlicherweise selbst schaffen kann. Die Gefahr, dass man sich innerlich sozusagen betäubt und dabei Tieferes vergisst, ist in der Tat sehr groß. Dies führt aber andererseits auch wiederum zu Explosionen des Abscheus vor sich selbst: Es war ja kein Zufall, dass es in den Jahren 1968 und 1969 ja nicht die ganz Armen waren, die den Protest gegen die Armut angeführt haben. Nein, es brach ja vor allem in den Kreisen der allzu Wohlhabenden das Gefühl aus, dass bei ihnen in der Gesellschaft etwas nicht stimmt. Das war also eine moralische Bewegung, mit der man sozusagen ein moralisches Gegengewicht gegen das eigene Wohlergehen schaffen wollte, indem man vorgab, den Wohlstand zu verabscheuen, oder es vielleicht auch wirklich getan hat. Es gibt also auch Verfremdungen dessen, was eigentlich in der Religion mit dem Menschen gemeint ist, das kann also sozusagen unter Pseudonymtypen auftreten. Danach zu trachten, dass wir aus diesen Verfremdungen herauskommen, dass die Dinge ihren richtigen Namen erhalten und dass wir uns vor allen Dingen nicht einschläfern lassen durch die Bequemlichkeiten des Lebens, ist sicherlich eine große Aufgabe derer, denen der Mensch und die Sache des Menschen und denen damit auch Gott am Herz liegt.

Scharf: Sie sagten soeben, dass sich die Menschen dann bestenfalls noch einen

eigenen Weg für ihren seelischen Halt suchen. Die Menschen suchen diesen Weg heute ja fast schon beliebig. Ist manchen Menschen die Kirche dabei sogar ein Hindernis? Ein deutscher Philosoph aus der Societas Jesu hat vor einigen Jahren ein Buch geschrieben mit dem Titel "Jesus lebt, die Kirche stirbt". Ist das eine Vision?

Ratzinger:

Es ist sicherlich vor allem in Mitteleuropa, in den Vereinigten Staaten und in Australien, also in den so genannten westlich bestimmten Ländern, ein weit reichender Eindruck, dass die Kirche nur mehr als eine reine Institution aufgefasst wird, als eine Art von religiöser Bürokratie. In diesem Sinne wird sie mit anderen Großkörperschaften, mit anderen großen Institutionen identifiziert, die wir als eine Last empfinden, weil sie unserer Freiheit im Wege stehen. Aus diesem Grund zählt heute die Kirche bei vielen Menschen zu den Dingen, die sie eher von Gott weg halten als sie zu ihm hin bringen. Dies muss natürlich der Kirche selbst eine Veranlassung sein, darüber nachzudenken, wie es dazu kommt, dass wir wie einer der Großkörper der Großbürokratien erscheinen und dass man scheinbar das Religiöse im Gegensatz dazu im rein Innerlichen und Geistlichen suchen muss. Einerseits gibt es hier sicherlich Schuld aufseiten der Kirche: Sie hat sich zu sehr auf weltliche Art organisiert und stellt sich daher nach außen auch als bürokratisches Unternehmen dar. Auf der anderen Seite hat es aber auch eine Verschiebung im Bewusstsein der Menschen gegeben. Gott ist aber nun einmal keine bloße Privatangelegenheit. In der Neuzeit hat sich ja immer mehr die Idee herausgebildet, dass es da einerseits das Objektive gibt, das sich in den Naturwissenschaften und in der Technik darstellt, und es andererseits nur noch das Subjektive gibt, das der Privatfasson eines jeden entspringt. In Wirklichkeit ist aber doch die Begegnung mit Gott gerade dazu da, dass sie Gemeinschaft bildet: Sie weist sich darin aus, dass man sozusagen nicht nur irgendwie ein paar Gefühle geschenkt bekommt, sondern dass sie einen öffnet, dass Gott einen öffnet und die Menschen zueinander bringt. In diesem Sinne wird also meiner Meinung nach das Bedürfnis, den Glauben auch als Gemeinschaft zu erfahren, immer wieder aufstehen. Deswegen bilden sich ja heutzutage auch viele kleine Bewegungen, Gruppen usw. und auch Sekten, in denen sich die Religion als Gemeinschaftserlebnis den Menschen unmittelbar schenkt. Ich glaube, es ist auch tatsächlich wichtig, dass es solche Erfahrungsgruppen des Glaubens gibt, Gruppen, bei denen der Glaube uns zueinander bringt. Wichtig ist aber, dass diese Gruppen nicht in der Beliebigkeit versanden. Es war ja gerade die Größe der Kirche, dass sie immer für ganz vielfältige Ausdrucksformen, Orden und Bewegungen unterschiedlichster Art Platz hatte. Ich meine also, die Kirche muss beides zueinander bringen: Sie muss einerseits diese lebendigen Gemeinschaften fördern, die sich aus ursprünglichen Erfahrungen bilden. Und sie muss andererseits die Öffnung dieser Gemeinschaften möglich machen, damit sie sich in ein Ganzes hineinvermitteln. Auf diese Weise werden dann weltweit Familien geschaffen, werden Mauern eingerissen, die uns voneinander trennen. Dadurch wird die Kirche zu einer Kraft des Friedens.

Scharf:

Sehen Sie Ansätze, in den europäischen Entwicklungen zu einer solchen Polyphonie des Glaubens zu kommen?

Ratzinger:

Das würde ich schon sagen. Zum einen gibt es, wie soeben angedeutet, eine Reihe von Bewegungen wie z. B. Comunione e Liberazione, Neokatechumenat usw., die wirkliche Erfahrungsräume des Glaubens sind. Dort kommen Menschen direkt zueinander mittels eines Menschen, der, wie man das vielleicht ausdrücken könnte, eine Ursprungserfahrung hatte. Die Menschen, die dort zusammenkommen, machen eben mehr, als nur ihren Wohlstand zu genießen. Stattdessen empfangen sie dort eine geistliche Kraft und einen Auftrag, einen Impuls, für andere da zu sein. Nehmen Sie als anderes Beispiel Mutter Teresa: Von dieser einfachen Frau ist doch ein ungeheurer Impuls ausgegangen, sich selbst zu lassen und für

andere Menschen da zu sein und die Welt besser machen zu wollen. Andererseits ist aber auch das Bedürfnis sichtbar, dass das nicht Sonderstränge bleiben sollen, sondern dass sich das alles in einem großen Strom zusammenschließen soll. Ich finde z. B., dass die letzten großen Weltjugendtage in Paris, Rom und Toronto hier sehr wohl ein großes Zeichen gesetzt haben: Junge Menschen erfahren dort plötzlich wieder, dass es schön ist zu glauben, dass es gut ist, sich von der Kirche inspirieren zu lassen und Vergebung und lebendige Gegenwart des Glaubens zu empfangen. Den jungen Leuten dort wurde klar, dass sie über ihre einzelnen Bewegungen, über ihre einzelnen kleinen "Clubs" hinaus und über die Kontinente hinweg zueinander finden müssen. Wenn das geschieht, dann sind die Christen wirklich eine Stoßkraft des Guten. Ich glaube also schon, dass es hier aufmunternde Zeichen gibt, deren quantitative Bedeutung ich natürlich nicht überschätzen möchte, deren seelische Kraft man aber auch nicht unterschätzen sollte.

Scharf: Ich nehme das als Quintessenz Ihrer weltkirchlichen Erfahrung, die Sie hier in Rom tagtäglich machen können. Gilt das jedoch auch für Deutschland?

Ratzinger: Vielleicht ein bisschen zaghafter. Dies liegt möglicherweise daran, dass wir an sich recht strenge, pflichtbewusste und genormte Menschen sind, die sich emotional nicht so leicht in Bewegung bringen lassen. Aber eine derartige Form von Offenheit hat sich doch auch in Deutschland verstärkt: Von Paris über Rom bis zu Toronto ist der Anteil der Deutschen immer größer geworden. Das Kreuz ist ja von Rom aus zunächst einmal nach Köln gewandert. Im Moment ist es in Skandinavien. Solche Zeichen sind schon auch Bezugspunkte, an die man sich halten kann, weil sie etwas sichtbar machen. Ich glaube also schon, dass auch in Deutschland ein Funke vorhanden ist, der zündet, der aber natürlich in Deutschland schon auch seine eigenen Formen ausbilden wird. Neben der Unlust an der Institution Kirche kann das jedenfalls sehr wohl wieder die Lust an der Gemeinsamkeit des Gläubigseins schaffen.

Scharf: Solcher Aufbruch wurde ja im Laufe ihrer 150-jährigen Geschichte nicht selten auch auf den Katholikentagen sichtbar. Auch für die evangelischen Kirchentage nach dem Zweiten Weltkrieg gilt dies. Nun steht ein erster ökumenischer Kirchentag an, der ebenfalls ein Zeichen sein sollte für das Selbstbewusstsein und die Nachdenklichkeit beider großen Kirchen, die an Jesus, an den dreieinigen Gott glauben. Genau im Vorfeld dieses ökumenischen Ereignisses, das ja von vielen Erwartungen begleitet wurde, kommen nun seriös erscheinende demoskopische Studien auf den Tisch, wonach geradezu dramatische Vertrauensverluste zu Lasten der Kirchen und vor allem der katholischen Kirche eingetreten sind. Gewiss, man wusste, dass sich die Zahl der Kirchenaustritte immer wieder vergrößert hat. Man hat als Ursache dafür oft ganz vordergründige steuerliche Aspekte angegeben. Ob dies der wirkliche Grund dafür war und ist, vermag ich nicht zu sagen. Denn ganz offenbar steckt da doch mehr dahinter: 24 Prozent der Katholiken sollen nämlich gemäß dieser Studie kein Vertrauen mehr in ihre Kirche haben. Von der Einschätzung der Nichtkatholiken gar nicht zu reden. Eine andere Untersuchung, die ebenfalls in diesen Wochen durchgeführt wurde, gibt an, dass sich nur noch 11 Prozent der getauften Katholiken eng mit ihrer Kirche verbunden fühlen. Der größte Block, 35 Prozent, sieht sich zwar noch in der Kirche, dies aber nur mit starken kritischen Vorbehalten. Und ein fast gleich großer Teil, nämlich 31 Prozent, bekennt sich zwar noch als Christ, will aber mit Kirche, will mit seiner angestammten Kirche nichts mehr zu tun haben. Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz hat diese Ergebnisse dramatisch genannt. Glauben Sie, dass diese Dinge wirklich plausibel sind? Überraschen Sie diese Daten? Oder wusste man das möglicherweise in Rom bereits? Ich denke hier nämlich an einen Brief, den der Heilige Vater vor zwei Jahren an die neuen deutschen Kardinäle – so viele hat es meines Wissens in der

gesamten Kirchengeschichte noch nie gegeben – geschrieben hat. In diesem Brief wurde diese Diagnose und Analyse bereits ziemlich genau auf vertraulichem Wege mitgeteilt. Mittlerweile hat also auch die Öffentlichkeit aufgrund dieser neuen Untersuchungen dieses Ergebnis vorliegen. Wie schätzen Sie also die Situation in Deutschland ein?

Ratzinger:

Man kann sie mit Kardinal Lehmann sicherlich dramatisch nennen. Überraschend ist das jedoch nicht, denn wir kennen ja das ganze Meinungsgewoge, das sich in Deutschland abspielt: Wir sind mitten in die Krise dieses Jahrhunderts bzw. dieses neuen Jahrtausends hineingerissen, mit all den Fragen und Problemen und Schwierigkeiten, das Christentum, das so sehr von gestern zu sein scheint, im Heute und als Kraft des Morgen zu leben. Überraschend ist das also insofern nicht, weil sich die Frage "Wie leben wir? Was macht das Menschsein richtig?" insgesamt in der Konstellation von Wissenschaft, Technik und etwas führungsloser Subjektivität nun einmal so gestaltet hat. Es gibt ja auch keine gemeinsam tragende Philosophie mehr. Die Ideologien, die sich als solche angeboten hatten, sind zerbrochen. So sieht unsere Weltstunde eben aus. Ich würde aber auch etwas entdramatisierend Folgendes hinzufügen wollen: Die Weise, sich mit der Kirche verbunden zu fühlen, war immer sehr unterschiedlich. Es hat immer schon einen wirklichen inneren Kern gegeben, wenn ich das mal so ausdrücken darf. Und es hat immer schon Leute gegeben, die in unterschiedlichen Abstufungen mehr oder weniger mit der Kirche mitgelebt haben. Der Herr selbst hat ja das Gleichnis von einem Baum mit weit ausreichenden Ästen gebracht, in dem auch die Vögel des Himmels leben. Damit hat er eigentlich bereits im Voraus das Positive dieser unterschiedlichen Arten von Zugehörigkeit dargestellt. Ich glaube, für die Kirche ist es einfach wichtig, dass sie einerseits einen festen Stamm hat, der trägt und steht und tiefe Wurzeln hat, und dass sie andererseits ihre Äste weit ausspannen kann, sodass sich viele Leute auch mehr oder weniger nah an sie anhängen können – auch wenn Identifizierungen heute schwierig sind. Es müssen eben auch Vögel in diesem Baum nisten können, die nicht selbst zu diesem Baum gehören und daher auch immer wieder einmal wegfliegen. Ich glaube, hier sollten wir einfach Freude daran haben, dass es so etwas gibt, dass man sich von weither an die Kirche anhängen kann – wie kritisch man auch immer ihr gegenüber sein mag. Man kann diese Dosierung eben von zwei Seiten sehen. Jemand ist Katholik, aber sehr kritisch: Damit sieht man das Ganze quasi negativ. Man kann aber auch sagen: Obwohl jemand sehr kritisch ist, lässt er doch diesen Baum nicht ganz los. Insofern ist es meiner Meinung nach wirklich wichtig, dass dieser Baum steht, dass er Wurzeln hat und dass er bereit ist, vielerlei sich ein wenig anhängen zu lassen, dass er also vielen Menschen die Möglichkeit bietet, ein bisschen Freude, ein bisschen Licht von dort mitzunehmen, obwohl sie sich mit dem ganzen Baum eigentlich nicht identifizieren wollen.

Scharf:

Glauben Sie, dass diese 69 Prozent, die nach einer Allensbachstudie dieser Meinung sind, Recht haben, dass der Vertrauensschwund gegenüber der Kirche vor allem auch mit den starren Strukturen, mit dem starren Normengefüge, den starren Wertvorstellungen der Kirche zu tun hat? Sogar der Vorsitzende eines Katholikenrates hat erklärt, dass sich die meisten Wertvorstellungen der katholischen Kirche den Menschen heute nur mehr schwer vermitteln ließen. Ist das wirklich der Hintergrund?

Ratzinger:

Nun, ich würde sagen, dass dieser Eindruck natürlich genau so erweckt wird. Die katholische Kirche ist demnach ein entsetzlich starres Gebilde, bei dem man überhaupt nichts verändern kann, und verlangt Sachen, die kein Mensch realisieren kann. Der Eindruck einer solchen Starrheit und einer solchen Überforderung besteht also durchaus. Viele meinen auch, dass der Katholizismus eigentlich ein Paket von Dogmen und Geboten ist, das kaum jemand schleppen kann. Wenn man dann anfängt, die einzelnen Gebote

und Dogmen auszuwickeln und sagt, dass das doch nicht ganz so schwer sei, dann kommt man meistens auch nicht weit. Ich glaube, man müsste das alles einfach umgekehrt sehen: Der Glaube hat ja vor allen Dingen eine positive Botschaft. Wenn man diese Botschaft erfassen kann, dann ergeben sich andere Dinge wirklich von selbst, die man zunächst einmal noch lassen musste. Je tiefer man jedoch vom Positiven erfüllt ist, desto mehr kann man dann auch verstehen, was dabei von einem verlangt und gefordert wird. Diesem Eindruck entgegenzuwirken, dass es in der Kirche hauptsächlich eine Menge von Moral und vor allen Dingen von Verboten gibt, und eine positive Option zu zeigen, wie man leben kann, das ist das Wesentliche. Das war meiner Meinung nach auch das Ansteckende und Schöne an den Weltjugendtagen: Dass man nicht mit hundert Geboten oder Verboten konfrontiert wurde, sondern dass man erkennt, dass es außer dem Viel-Geld-Verdienen, den teuren Urlauben und sonstigen Vergnügungen auch noch etwas Tieferes gibt. Es gibt da noch etwas, das einen erfüllt: das Zusammensein mit Gott! Dadurch tut man eben auch etwas für die Menschheit, wie das Mutter Teresa z. B. vorgelebt hat. Das ist dann der Punkt, an dem man auch so manches in Kauf nehmen kann. Es ist also wichtig, dass man den Menschen die Möglichkeit gibt, die Erfahrung machen zu können, dass das Christentum eine Option ist, wie man leben kann. Und dann muss man sich eben einleben in das Christentum und so allmählich die Gewichte, die es mit sich bringt, auch tragen. Das Leben von Mutter Teresa war sicherlich nicht leicht, und trotzdem war es schön, weil sie etwas getan hat, was Sinn hat. Es hat eben Sinn, dann auch etwas auf sich zu nehmen. Nun, ich kann dem Vorsitzenden Recht geben, dass es nicht leicht ist, das zu vermitteln. Ich war 1951 Kaplan und Religionslehrer und habe schon damals feststellen müssen, dass für viele Kinder und Jugendliche die christlichen Wertvorstellungen sehr weit weg waren.

Scharf: Sie haben sie damals die "neuen Heiden" genannt.

Ratzinger: So, Sie wissen das auch noch? Trotzdem es also schwer ist, das zu vermitteln: Das Große, Noble und Schöne erscheint zunächst immer als schwer. Da muss dann eben Mut aufbringen und es dennoch versuchen. Man muss vor allen Dingen auch Menschen finden, die sich begeistern lassen davon. Diese Menschen schaffen dann eben diese von mir vorhin angesprochenen Erfahrungsräume.

Scharf: Auch die neuen Heiden glauben ja letztlich an irgendetwas. Sie entfernen sich eben nur von einer, wie sie meinen, beschwerlichen Last und suchen sich einen eigenen Weg. Man spricht heute von einer Patchwork-Religiosität, bei der sich jeder etwas Kommoderes herausucht aus christlichen und anderen Weltanschauungen. Welche Rolle spielt das weltweit? Ist das ein allgemeiner Trend? Das geht ja letztlich auch von einer gewissen Gleichgültigkeit aus: Alles ist uns in etwa gleich viel wert.

Ratzinger: Ich glaube schon, dass das damit zu tun hat. Vielleicht ist das in Afrika und in Asien weniger der Fall, insoweit dort noch bestimmte Traditionen fest verankert sind. Aber für die ganze westliche Welt gilt das bestimmt: Man sucht sich sozusagen auf dem Markt der Religionen sein Paket zusammen. Man nimmt das, was einem passt und stellt sich damit das eigene Paket zusammen. Das ist sicherlich auch unserem ganzen Marktdenken gemäß. Das ist aber auch unserem Gefühl gemäß, selbst bestimmen zu wollen, was man macht und glaubt und sich das nicht von irgendjemandem auferlegen zu lassen. Hier stecken also auch ein gewisser Freiheitsbegriff und eben auch ein Marktverhalten dahinter. Wenn das nur ein erster Einstieg ist, dann sollte man das auch nicht sofort verurteilen. Nur kann es nicht dabei bleiben, dass man sich die Religion als eine Ware verschafft, die einem zu dienen hat. Wenn einen die Religion nämlich zu nichts verpflichtet, dann gibt sie einem in Wirklichkeit auch nichts. Ich stelle mir vor, dass es unter den jungen Menschen doch auch einen Willen zum Großmut gibt: "Ich

will etwas tun! Ich will nicht nur haben!" Wir können die Menschen nur einladen, sich auf dieses Abenteuer einzulassen, etwas zu tun. Die Entwicklungshelfer gehen ja auch hinaus und nehmen eine unbequeme Situation auf sich, aber sie wissen dabei eben genau, dass es ihrem Leben mehr Sinn gibt, wenn sie etwas von sich geben, als wenn sie immer nur einkaufen und sich das Leben bequem einrichten würden. An diese Anlage zur Großmut im Menschen sollten wir appellieren. Denn am Schluss bestimmen doch die Großherzigen und nicht die kleinlichen Egoisten, was die Welt zusammenhält.

Scharf:

Wie kann die Kirche vielleicht auch auf immer wieder neuen Wegen diese zögerlichen oder sich entfernenden Menschen ansprechen und zurückholen? Das Zweite Vatikanische Konzil wollte den Weg in die Welt von heute mit dem vielleicht multivalenten, ambivalenten Begriff "Aggiornamento" öffnen. Gemeint war ja wohl nicht Anpassung im moralischen, ethischen, religiösen Sinne, sondern im Hinblick auf die Art und Weise, wie sich Kirche vermittelt. Ist man dabei kirchlicherseits also auch dem Missverständnis, dem Überschwang erlegen und hat dennoch zu wenig gemacht? Denn von der Freude und der Hoffnung, von "gaudium et spes" ist gelegentlich nur mehr wenig übrig geblieben, wie mir scheint.

Ratzinger:

Ja, das muss ich zugeben. Zunächst einmal hat es ja einen ungeheuren Enthusiasmus gegeben, den ich von meiner eigenen Konzilsteilnahme noch lange Zeit selbst gespürt habe. Damals hatten wir alle das Gefühl, wir brechen auf, wir finden eine neue Form des Christseins mit Elan und Großmut und Offenheit. Dieser Impuls war wirklich groß. In der Tat ist das dann aber oft verwechselt worden mit Anpassung: Im Grunde genommen waren dann nämlich viele Reformen nur eine Verbequemlichung. Auf dem Weg zum Priestertum war z. B. sicherlich einiges ein bisschen erstarrt und kleinlich, aber man hat das dann so reformiert, dass es plötzlich keine Verpflichtungen mehr gab und nun doch ein wenig Beliebigkeit herrscht. Wenn das so ist, dann zieht das erstens niemanden an und macht zweitens niemanden reif und rein und groß. So sind dann auch viele Ordensreformen verlaufen. Man hat z. B. oft das Ordenskleid abgelegt. Gut, das kann man wohl so machen. Aber man wollte dann auch überhaupt in die bürgerliche Welt eintauchen. Dabei sind jedoch diese großen Kräfte, die das alles zusammenhielten und den Schwung gegeben haben, etwas zu tun, im Kleinlichen der Anpassung erloschen. Das ist meiner Meinung wirklich das Problem des Nach-Konzils: Die große Grundidee, mit einer neuen Freudigkeit und Zuversicht auf die Welt zuzugehen, ist zu dieser kleinen Idee, möglichst niemanden zu ärgern und möglichst so zu sein wie alle anderen, heruntergesunken. Dadurch ist dem Christentum keine ansteckende Kraft mehr geblieben. Hier müssen wir meines Erachtens wirklich neu ansetzen. Das Konzil hat ja nun auch schon wieder vor 40 Jahren stattgefunden. Dies heißt, für die heutigen jungen Christen ist dieses Konzil nur noch Geschichte. Für diese Generation stellt sich daher heute die Aufgabe, das alles nun auf- und auch umarbeiten zu müssen.

Scharf:

Sie haben selbst immer wieder versucht, den Glauben in die Zeit hinein zwar nicht neu zu definieren, aber doch zu vermitteln. Der Große Katechismus war z. B. Ihr Werk: Er ist ein Instrument für diese Vermittlung des Glaubens in die heutige Zeit hinein. Wenn ich es richtig mitbekommen habe, dann steht nun eine Kurzfassung dieses Großen Katechismus für die Welt in Aussicht. Was versprechen Sie sich davon?

Ratzinger:

Wir haben in der Tat noch gestern daran gearbeitet. Der Große Katechismus bleibt natürlich auch in Zukunft ein Bezugsbuch von großer Bedeutung. Dort, an ihm und mit ihm kann man sozusagen die Identität des Katholischen sehen. In diesem Sinne hat er in der Welt auch einen großen Erfolg erzielt: Dort, in diesem Katechismus, kann man eben die Summe des Ganzen auch als Einheit erkennen. Aber er ist natürlich für viele Menschen

und auch für die praktische Vermittlung im Leben zu anspruchsvoll. Aus diesem Grund ist daher von allen Seiten der Wunsch aufgetaucht, doch die Substanz, den Saft zu extrahieren und dieses dann als eigenes Buch anzubieten. Es hat übrigens in vielen Ländern gleich von Anfang an – also seit dem Erscheinen des Großen Katechismus – immer wieder Versuche in diese Richtung gegeben. Es sind eine ganze Reihe von Versuchen gemacht worden, seine Substanz zusammenzufassen. Dies hat dann eben zu dem Vorschlag aus allen Kontinenten geführt, wir sollten das in Rom doch selbst auch einmal machen. Dies ist aber nicht leicht, denn man steht dabei vor zwei miteinander zusammenhängenden Problemen: Einerseits soll das kurz sein und andererseits soll das doch auch genau und treffend sein. Und schließlich soll so ein Buch ja auch lesbar sein und die Menschen unmittelbar ansprechen. Kardinal Schönborn hat z. B. mal auf einem Flughafen einen Kurzkatechismus der hinduistischen Religion gefunden. Es handelte sich dabei um ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, bei dem der Sohn zum Vater sagt: "Was ist das eigentlich, Hinduismus?" Dieses Buch war so ansprechend geschrieben, dass die Menschen auf diesem Flughafen so etwas tatsächlich kaufen und lesen. Wenn auch wir so etwas fertig brächten, wäre das eine schöne Sache. Ob wir es fertig bringen, weiß ich nicht, aber wenigstens einen Versuch in dieser Art wollen wir unternehmen, einen Versuch, der dann auch Nachahmer finden wird, die das noch besser hinbekommen.

Scharf:

Aber auch ein neuer Katechismus kann an unverrückbaren Glaubenswahrheiten und Glaubensinhalten nicht vorbeigehen. Und gerade solche sind ja gelegentlich im Zusammenleben der Menschen und vor allem auch der Konfessionen hinderlich und – so scheint es jedenfalls – umstritten. Eine Kirche, das sage ich jetzt, die solche Wahrheiten nicht hat, hat sich aufgegeben. Die Frage ist nur, wie man dann mit den anderen zusammenleben kann. Der ökumenische Kirchentag nun in Deutschland zeigt das ebenfalls. Es gab Erwartungen in einigen Teilen beider Kirchen, dass man aus diesem Anlass zu einer gemeinsamen Abendmahlsfeier kommen könnte. Im Vorfeld ist das Kirchenverständnis der katholischen Kirche kritisch hinterfragt worden. An einer Stelle, an der Sie über das Verhältnis der Kirche gegenüber den Weltreligionen sprechen, schreiben Sie selbst: Die berühmte Erklärung aus diesem Hause, "Dominus Iesus", über die eine, wahre, katholische, heilige apostolische Kirche habe einen Aufschrei der Empörung in der westlichen Welt und auch in anderen kulturellen Sphären hervorgerufen. Der Papst hat erst kürzlich, am Gründonnerstag diesen Jahres, die Gelegenheit ergriffen, an die Bedeutung, an das Wesen der Eucharistie für das Selbstverständnis der katholischen Kirche zu erinnern. Wollen Sie ein Wort der Erklärung dazu sagen?

Ratzinger:

Zunächst einmal zu dem, was Sie eingangs bemerkt haben. Ich glaube, es ist ganz wichtig, dass es auch Werte gibt, auf die man sich verlassen kann, die nicht schon morgen wieder beiseite gelegt werden. Wir wissen ja, wie das für manche Funktionäre der DDR war, als plötzlich alles zusammengebrochen ist und sie erkennen mussten, dass ihr Leben auf Sand gebaut gewesen ist. Dasselbe galt ja auch damals für große Nazis, unter denen es ja vielleicht auch Idealisten gegeben haben mag: Sie mussten erkennen, dass sie ihr Leben auf einen falschen Grund gebaut hatten. Ich denke daher, dass es wichtig ist, dass wir, wie auch der Herr sagt, auf Fels bauen, auf das, was verlässlich bleibt, auf das, was nicht schon morgen auf einmal falsch wird. Insofern ist es, wie Sie selbst betont haben, essenziell, dass die Kirche nicht jeden Tag oder jedes Jahr die Fahne wechseln muss, sondern dass sie uns Dinge schenken kann, auf die wir uns verlassen können, auf Dinge, die sie sich nicht selbst ausgedacht hat. Ich glaube, das müssen wir uns in Zukunft wieder mehr klar machen, so sehr natürlich auch die Demokratie ja davon lebt, dass wir gemeinsam

Meinungen bilden und die Gesetze im gemeinsamen Ringen entstehen. Eine Demokratie könnte aber doch nicht funktionieren, wenn es nicht auch in ihr gemeinsame sittliche Grundlagen gäbe, auf die alle bauen und die eben nicht Mehrheitsentscheidungen unterworfen sind. Es gibt nun einmal auch Dinge, die die Mehrheit nicht ändern kann. Und um genau das geht es auch in der Kirche. Auch in ihr muss es Sachen geben, die man erdenken und wieder ändern kann. Aber diese Sachen befinden sich sozusagen nur am Rande. Das Eigentliche besteht hingegen darin, dass uns die Kirche mit denjenigen Dingen zusammenführt, die gerade nicht von einer Mehrheit ausgedacht sind und von ihr wieder verändert werden können, sondern die stehen bleiben und die auch für den Papst nicht zur Disposition stehen. Das sind Dinge, bei denen eben auch der Papst sagt: "Ich kann im Gehorsam dies nicht ändern! Das ist uns so übergeben worden!" Und so hatte ja bereits Paulus gesagt: "Ich habe es übernommen und so gebe ich es euch weiter. Daran hängt euer Heil, das ist der Boden, auf dem ihr steht." Das ist also ein ganz wichtiger Punkt. Sicherlich kann man einerseits auch bei Dingen, bei denen man eigentlich beweglicher sein könnte, von Unbeweglichkeit der Kirche sprechen. Aber andererseits braucht nun einmal eine Kirche, die die Menschen zusammenhalten will, einen festen Grund. Daher ist es eben auch keine Form von Konservativismus, wenn es in der Kirche feststehende Werte gibt. Nein, das sind Grundlagen unserer gemeinschaftlichen Existenz. Hier stellt sich natürlich auch die Frage, die Sie gestellt haben, wie sich das dann im Zusammenstoß der Überzeugungen darstellt bzw. auswirkt. Hier gibt es eben auch den Dialog und das Sichbegegnen: Hierbei lernt man einander achten und lernt auch das Gemeinsame erkennen. Man lernt hierbei aber auch, dort, wo das Eigentliche ins Spiel kommt, sich gegenseitig in der Unterschiedenheit anzunehmen. Ich glaube, es ist etwas sehr Wichtiges, dass man die Unterschiedenheit auch annehmen und gerade so miteinander im rechten Frieden zu stehen lernt. Dies ist essenziell für den Dialog. Ansonsten ist er nämlich falsch gebaut, wenn es das Ziel des Dialogs wäre, dass am Schluss alle sozusagen etwas anderes machen müssten. Aus diesem Grund gibt es eben diese beiden Dokumente, die Sie angesprochen haben. Bei "Dominus Iesus" ging es ja zunächst einmal darum, dass wir unseren Glauben bekennen, dass in Jesus wirklich der Sohn Gottes Mensch geworden ist, dass Gott sich selbst ausgesprochen hat. Das ist dieses Grundbekenntnis, dass Jesus nicht irgendein religiöses Genie war, deren es ja viele gegeben hat und gibt. Nein, Jesus war schon etwas anderes als ein Genie: Er war jemand, der von Gott selbst gekommen ist und der selbst Gott war. Das war das Eigentliche in diesem einen Dokument. Wir mussten dann jedoch hinzufügen, dass dieser Jesus nicht irgendwo in der Luft schwebt oder irgendwie nur in der Vergangenheit vorkommt. Nein, er ist gleichzeitig mit uns. Er hat sich einen Körper geschaffen, sozusagen einen Organismus, ein Organ. Er bleibt für immer Zeitgenosse von allen. Dies drückt sich darin aus, dass es die Kirche gibt, die zu ihm gehört. Hier ergeben sich dann natürlich auch die Fragen, was die kirchlichen Trennungen bedeuten und wie die Kirchen zueinander stehen. Wenn man das genau liest, dann haben wir, wie ich glaube, eine sehr sorgfältige Unterscheidung getroffen, die ich hier jedoch nicht wiederholen möchte. Was nun den Papst betrifft: Sie wissen ja, dass für die katholische Kirche die Eucharistie – die Feier, in der er uns sich selbst leibhaftig gibt – ihre Mitte ist. Die Kirche ist davon überzeugt, dass sie sich nicht selbst macht. In diesem Fall wäre sie ja wieder nur etwas, das wir uns selbst ausgedacht hätten. Nein, sie wird immer wieder sich selbst geschenkt – genau in dieser Eucharistie. Dass dies so ist, dass das dabei geschieht, ist die Überzeugung der Kirche vom ersten Jahrhundert bis heute. Das Konzil hat das damals auf die Formel gebracht: Dies ist Gipfel und Quell des kirchlichen Lebens! Der Papst hat nach 25 Jahren Papstsein gesagt: "Damit mein Lehrwerk einigermaßen rund und auch richtig proportioniert ist, muss

ich auch dazu etwas sagen!" Es ist eigentlich ziemlich spontan aus ihm herausgebrochen, dass er gesagt hat: "Ich habe über so viele Themen geschrieben, ich habe Enzykliken und Lehrschreiben aller Art geschrieben. Dieses Thema nun ist so groß, dass es ganz einfach nicht fehlen darf." Aus diesem innersten Bedürfnis heraus hat er dieses große Bekenntnis zu ihrem Glauben an die Eucharistie niedergeschrieben. Dieses Bekenntnis ist ja auch sehr persönlich, es steht darin sehr viel aus seiner eigenen Erfahrung heraus. Zum Schluss nun noch ein Wort zum Kirchentag: Ich glaube, man sollte nicht immer alles am Abendmahl messen. Mein Eindruck – auch wenn ich so die diversen Zeitungskommentare lese – ist, dass das von vielen Leuten zum A und O erklärt wird, die selbst in Wirklichkeit gar nicht interessiert sind an der Eucharistie und normalerweise dort gar nicht hingehen. Dennoch servieren uns diese Leute das als einen politischen Faktor. Nein, man muss stattdessen vielmehr fragen: Was können wir wirklich? Was sollen und müssen wir gemeinsam tun? Wir sind in dieser säkularen Welt, die Sie vorhin in all ihren Fragwürdigkeiten und Bestreitungen des Christentums so genau beschrieben haben, vor allen Dingen dazu aufgerufen, dass wir als Christen gemeinsam von dem Kern unseres Glaubens Zeugnis ablegen: Dass es Gott gibt, dass dieser Gott nicht hinter den Wolken ist, sondern in Christus bei uns ist, mit uns spricht, dass dieser Gott in der Kirche Zeitgenosse ist und Zeugnis gibt. Und wir müssen von den Werten, die die Welt heute braucht, Zeugnis ablegen – im Angesicht all der Probleme wie z. B. der Klonierung, der In-vitro-Fertilisation, der Frage von Krieg und Gerechtigkeit usw. Das ist der Punkt, an dem Christen zeigen müssen, dass sie der Welt etwas zu geben haben. Und ich glaube auch, dass das die Dinge sind, auf die die Welt wartet. Denn die Menschheit wartet nicht darauf, ob Protestanten und Katholiken nun gemeinsam Abendmahl oder Eucharistie feiern. Stattdessen müssen wir bei diesen Problemen zusammenstehen und dürfen uns nicht gleichzeitig in der Mitte selbst in Frage stellen und in Streitigkeiten verfallen – schon gar nicht bei Dingen, die über unsere eigenen Entscheidungsrechte hinausgehen.

Scharf: Ein durchaus kritischer Biograf des Kardinals und Präfekten Ratzinger, ein Amerikaner, schreibt in seiner Biografie respektvoll, Sie seien für viele Leute in aller Welt der Schutzpatron all jener, die die Sorge umtreibt, dass die Welt den Glauben verschlingen könnte. Sie seien ein Garant dafür, dass sie weiter glauben können. Welche Zuversicht würden Sie diesen Leuten geben?

Ratzinger: Nun, ich kann mich natürlich nicht zum Schutzpatron und zum Garanten erheben: Da garantiert jemand ganz anderes dafür. Aber wenn es für manche Leute – und das sind gar nicht wenige, wie ich aus den vielen Briefen erkennen kann – eine Hilfe ist, wegen mir sagen zu können, "siehst du, das gibt es doch, man kann dabeibleiben", wenn ich also auf eine bescheidene Weise sozusagen ein Signal setzen kann, dann bin ich dankbar dafür.

Scharf: Ich danke Ihnen, Herr Kardinal.